Zeitschrift: Taschenbücher der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: - (1860)

Artikel: Ueber Sammlung und Erklärung historischer Sagen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118931

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neber Sammlung und Erklärung historischer Sagen.

Die Sage hat unter ihren Erzählern und Sammlern zwei falsche Freunde, den Halbpoeten und den Halbgebildeten. Der eine erweitert und schmudt fie, ber andere verengert und beraubt fie. Der eine erzählt mehr von ihr, als er selber weiß und glaubt; ber andere glaubt weniger, als er von ihr weiß. Der eine sucht fich mit ihr zu bruften, so= weit fie fich für seine personliche Aneignung ausgeben läßt; der andere meint, fich ihrer in bestimmten Fällen schämen zu muffen, und gibt nebenher zu verstehen, daß wenigstens nicht er selber ber Gewährsmann bes Erzählten sein wolle. Dem einen kann fie nicht überschwänglich genug, bem an= bern nicht hausbacken genug lauten, je nachbem sie ber schwärmerische Halbpoet, oder der wasserklare Rationalist be= handelt. Jeder von beiden verfährt eigenfüchtig und eitel, ihrer keiner hat zur Sage jene Liebe, die hingebend ift und nicht sich selbst sucht. Um einzusehen, wie hinderlich die Bei= ben ber Verbreitung einer beffern Sagenerkenntniß find, muß hier einer nach bem andern in seinem Verfahren gezeichnet werben.

Die ausschmückenden Erzähler der Sage find lauter Balb= poeten, ob sie nun in Versen oder in Prosa schreiben. Ihr Charakterzug ift jene Vorcirtheit, mehr ausdrücken zu wollen, als in einem einfachen Gegenstande liegt, oder als ber natur= liche Mensch über ihn empfindet. Sie umbauen und über= laden die Gegenstände von außen her, weil sie über deren innere Wahrheit zu keiner perfonlichen Macht gelangen. Dieß nennen fie Schmud. Gabe es einen andern Schmud, als ben, der in der Sache selbst liegt, so ware auch die Spiel= puppe ernstlich geschmückt, die das Kind mit zufälligen Läpp= chen umbangt. Noch bazu ift die Sage nicht ein Spielzeug, fondern ein Chrfurcht gebietendes Alterthum. Wer technisch genugsam gebildet ift, der mag ein altes, abgeblaßtes Dri= ginalgemälde auffrischen, aber jeder Bersuch, auch in der Charafteristif des innern Lebens nachzurestauriren, wäre hier bie freche Anmagung eines Pfuschers. So verpfuscht der Sagenverschönerer die Volkstradition. Er nimmt ihr das Bepräge ihres religiösen und geschichtlichen Ernstes, und an die Stelle ihres gestrengen Stils setzt er seine schwächliche Empfindsamkeit. Wenn bann ber Bevölkerung biejenigen Stoffe, die fie ihm einst so treulich vorerzählt hatte, einmal gedruckt zukommen, so durchschaut sie die baran verübte Un= redlichkeit, und nennt folderlei Sagen rundweg eine Lüge. Das Bolk urtheilt hierin nicht gröber, als ber weise Salomon auch (Spruch 21, 6): "Wer Schäte sammelt mit Lügen, der wird fehlen und fallen unter bie, welche ben Tod suchen." An dieser Fallsucht enden alle poetischen Lügner und Heuchler alljährlich läßt das Volk die Produkte solch' unreiner Empfängniß bes jähen Tobes ber Makulatur fter= Sterben aber bann möglicherweise nicht auch die behandelten Sagen bamit ab? Leider ift bies ber Fall, und die aargauische Landessage selber weiß schon mehr als ein Beispiel hierüber. Als die Freienamter Bauerin zu Buttwil endlich jenes Zwerglein über der Arbeit beschleichen kann, das schon so lange ihr Stallvieh gestriegelt und heimlich ge= füttert hat, fieht fie zugleich, wie es splitter fabennacht ba= fteht. Die Frau fühlt Erbarmen, benn es ift eben ftrengfte Wir wollen ihm doch Hosen und Wamms Winterfälte. machen laffen, fagt fie zu ihrem Ehemann, und biefer wil= ligt ein. Das neue Sennengewand ist fertig und wird bem Zwerglein auf den Heuboden hingelegt. Neugekleidet spaziert der Hauskobold in der Tenne auf und ab, wirft sich in die Bruft und ruft gravitätisch: Und ein folder Mann soll hirten gehn! Damit war er von nun an in Buttwil ver= schwunden.

Schon manche Sage ist so aus der Welt gegangen, weil ihr ein voreiliger Poet seine mödernen Höslein angezogen hat.

Der Hochmuth des Halbdichters möchte der Sage seine Seele aufnöthigen, und darüber gibt sie die eigene auf. Der Dünkel des Halbgebildeten verübt das Gleiche; er will ihr die Seele hinausrationalisiren und seinen Dreibassenverstand hineinschieben, darüber wird sie geistlos wie er. So ist der eine ein Sagenvergröberer und Sagenverdichter, der andere ein Sagenverdünnerer. Schauen wir nun auch dem Versfahren dieses andern zu.

Alles, was über seinem schmalen Erfahrungsfreis bin=

ausliegt, nennt er das Unpraktische, das Abergläubische, das Beidnische. Bor diesen Dreien hat der Rationalist bekannt= lich einen ganz unermeglichen Schrecken. Wo ihm eines bavon über den Weg gelaufen kame, wurde er es ohne weiteres todttreten, wie alberne Madchen eine Kreuzspinne. Er mußte fich ja vor jedem Ortsnachbar schämen, wenn man erführe, daß seine gebildeten Mitbürger dergleichen grobe Schnurren noch am hellen Tage forterzählen, als von ver= wünschten Burgfräulein, Drachen und Zwergen. baber seinen ernüchterten Beist an die Stelle eines Sagen= geistes und merkt nicht, daß alsbald das öbeste Bespenft baraus entsteht. Spricht er ja einmal von dem harmlosen Glauben seiner eigenen Jugendjahre, so thut er es nicht ohne die bedenklichen Stirnrunzeln eines Bufpredigers. Meine eigene Mutter, fagt er bann, Gott hab fie felig, die gute, einfältige Frau, hat mir auch noch viel bummes Zeug auf= binden wollen! Mit Zuversicht halt er sich für einen Flügel= mann bes Fortschrittes und ber Cultur; baber ift er gang fanatisch auf den erzürnt, der ihm vorwirft, daß er sich gleichwohl nur in ben robesten Gesinnungen jener Jahrhun= derte gefalle, die man mit Recht als barbarische verschreit. Denn haben die finsterften Zeiten anders gehandelt, als er? Man erinnere fich an Raifer Ludwig den Frommen, dieses Urbild aller unserer Culturzöpfe. Von ihm erzählt sein Biograph Thegan, er habe die beutschen Volkslieder, die er in seiner Jugend auswendig wußte, als Raiser verachtet und sie weder mehr lesen, noch anhören, noch mittheilen wollen. Als ob wir nun etwas gaben um jene lateinischen Mönchs=

verse, die er über das deutsche Lied erhob? Als ob er da= mit, daß er ben Untergang unserer vaterländischen Götter= lieder und Heldenfagen veranlaßte, nicht auch bes Bolfes Ge= mütheleben mitzerstört hatte, und bann, babei felber rathlos geworden, es der allgemeinen Verwilderung überlaffen mußte. Er that ce, fagt man, aus driftlicher Frömmigkeit, und man pflegt damit den schwachsinnigen Betbruder zu entschul= digen. Allein schon am eigenen kaiserlichen Bater, nicht bloß an der Vorzeit überhaupt, hatte er fich ein Beispiel zu neh= men gehabt, wie achte Frommigkeit der Versuchung wider= steht, das Alterthümliche als das Abergläubische, das Na= tionale als das Bäuerische und dieses als das Dumme her= unter zu setzen und zu verdammen. Denn wenn heute noch in Glauben und Brauch ber ganze sittliche Gehalt unferer Nation eingeschlossen ist, warum foll Beides nicht auch den frühern Zeitaltern ihre Wahrheit und Seelenstärke gewährt haben, und warum foll bann Lied ober Sage, die bavon eben reden, uns minder verehrungswerth fein? Der Beide Paufanias (VIII. 8, 2) gesteht uns, daß ihn seine Gelehr= samkeit gleichfalls in diese Bersuchung geführt, wie er aber dem bosen Beiste des Hochmuthes widerstehen gelernt habe. Er bekennt, daß er mehrere der griechischen Mythen, als er fein Werk zu schreiben begann, für einfältig und einer ern= sten Aufmerksamkeit unwürdig hielt; wie er jedoch in der Arbeit fortschritt, gelangte er allmählich zu der vollen Ueber= zeugung, daß die Alten absichtlich in räthselhafter Sprache geredet hatten, und daß kostbare Weisheit in ihre Erzählungen gehüllt ware. Es sei deghalb die Pflicht eines frommen

Mannes, sagt er, landläusige und geglaubte Sagen über die Götter zu studieren und auszulegen, nicht aber, sie zu verwerfen. — Und wenn nun auch nicht Jedermann diese wissenschaftliche Rücksicht genugsam verstände, welche der Sage gebührt, so müßte ihm doch ein Verständniß hierüber schon durch die eine Frage aufgehen, warum er denn bei reisern Jahren irgend ein geringfügiges Andenken seiner eigenen Vergangenheit, selbst wenn es Andern lächerlich gering schien, zum Beispiel seine alte Kindsmagd, noch aus Herzensgrunde werth gehalten habe? Dieselbe angeborene Treue bleiben wir unserer Sage schuldig. Man muß die heimathliche Sage lieben, lautet ein Gebot, wie man eine Mutter liebt. Man fragt nicht, ist sie reich oder arm, edel oder niedrig geboren; man liebt sie nur um so mehr, je ärmer, erniedrigter, ver=lassener sie-ist.

Jüngsthin erst war zu hören, wie eine benachbarte Landschaft öffentlich Protest erhob gegen ein dorten neu erschiesnenes Sagenheftchen. Es verlangten Land und Leute, als des Jahrhunderts würdig dazustehen und den Anforderungen der Zeit genügend, sie wiesen daher albern lautende, ihnen in den Mund gelegte Volkssagen als eine Verhöhnung ihrer Sitte und ihres Glaubens laut zurück. Wenn es nun wahr ist, daß zuletzt die Sache sogar vor die Gerichte gebracht worden, so gibt ein solcher Vorfall dem Culturhistoriser doch gewiß zu denken. Im Voraus schon bleibt dies dabei auszemacht, daß das Volk in seinen Sagen ein Stück seines eigenen Charafters und seiner Volksehre sieht, und daß es mit dieser seiner Art nicht nach Willkür scherzen läßt. Quod

terrae mos est, hoc terrae honos est. Wie jedoch fonnte eine nicht von der Lekture, sondern vom Pfluge lebende Land= bevölkerung burch ein folches Gelegenheitsschriftchen aufgeregt werden? Seit wann find Landleute fo feinfühlig gegen lite= rarische Erscheinungen, daß bei ihnen tie richtig oder falsch erzählte Ortsfage zum Gegenstande eines Rechtestreites ge= macht werden fann? Wir erklaren uns dieß auf folgende Der Sagensammler blieb hier bei jener ordinaren Wirklichkeit der Alltagsdinge stehen, die fich in aller Welt gleichmäßig vorfindet, mit deren Beschreibung aber weder der Dorfbewohner noch der Großstädter heimgesucht werden will. Solchen ordinaren Wust nennt man gemeiniglich Stadtflatich. Die edlere, die tiefer liegende Menschensubstanz kann dar= über ganz verborgen bleiben, und doch ist fie allein die sitt= liche Macht. Von dieser mochte nun unser Sammler etwa auf gelehrtem Wege wissen oder gelesen haben, aber hier zur Stelle faßte er fie nicht in ihrer Ursprünglichkeit, bier verstand er sie nicht in ihrer landschaftlichen Besonderheit, ihre Substanz war ihm ein unbequemes Rathsel, das er un= gelöst zurückgestellt sein ließ. Wer aber die Sage nur fo weit erzählt, als er sie begreift, der wird sie, weil er ihre landschaftliche Genesis nicht mit begreift, ohne ihre ange= borene Tugend erzählen. Mit Recht läugnet dann der Bauer, ein so armseliger Beift zu sein, und solchen Traditionen an= zuhangen, als auf seine Kosten erzählt werden. Er trachtet zwar nicht barnach, sein Porträt idealisirt zu sehen — er schaut sich nur beim Rasiren in den Spiegel — aber seine Seele wenigstens will er nicht trivialifirt seben, fie geht nicht

mit hinter bem Dungerwagen brein. Gin Philisterurtheil ift auch dem gemeinen Manne zu nieder gebaut und zu kurz angelegt. Er weiß fich berber und größer, und bieß ift fein gerechter, ganz realistischer Stolz. Wenn also ber Rationalist zweifelt, daß das Bolt reiner Ideen fähig sei, so ift ihm in dem eben besprochenen Vorgange ein erflecklicher Gegenbeweis geliefert. Der Ginwand, daß das Bolt unwiffend fei, und daß es ja fein Wiffen ohne ben Glauben befite, fommt uns bier gang recht. Denn eben ein unberufener Sagensammler besitt allbeides nicht, weder diesen Glauben des Wolfes, noch das Wiffen darüber. Wenn das Volk für feine idealen Büter einsteht und für seinen Glauben sich ereifert, wie mir für unser Wissen thun, bann kann es dabei ben augenblicklichen Mißgriff begeben, daß es unter ben Gegnern etwa ben Unbedeutendern zum Stichblatt nimmt und über Bebühr an= feindet. Zulest wird es über feinen Irrthum wieder lächeln. Sieht es boch täglich, wie die Rraft feiner Wafferfälle durch deren Höhe bedingt ist — und also auch das Gewicht eines Urtheils durch den Werth oder Unwerth des urtheilenden Beiftes.

Sagen lassen sich nicht etwa so bequem sammeln, wie der Antiquitätenfreund alte Münzen und Urkunden erwirbt, oder der Gelehrte Rechtssprichwörter und Volkslieder aus ältern Schriften zusammenstellt. Sagen begegnen uns ja nirgend in so unmittelbar verwendbarer Form, wie etwa die Rechtssprichwörter oder die historischen Lieder des sechszehnten Jahrhunderts sich vorsinden; denn diese sind auch zu ihrer Zeit schon in einer gelehrten, selbstbewußten Absicht nieder=

geschrieben worden von Fachmännern und für Leser vom Fache. Jede neue Sage aber muß in ihrem Stoff sowohl, wie in ihrer Bedeutung, erft wieder entbedt werden. Ihr Sammler muß versteben, in einer von ihm angehörten Er= zählung das Wefentliche richtig heraus zu stellen, er muß seinem Vorerzähler in der Kenntniß der Mythe vollständig überlegen sein; er muß dasjenige, was jener selber nicht mehr deutlich begriff, sinnlich aufzufrischen verstehen, er muß ein ichon zu Grunde gerichtetes Stud Alterthum neu auf= bauen, fagbar und wieder wirksam machen können. Mit Berläugnung feiner fich einmischenden eigenen Empfindung hat er jenen vorzeitlichen Standpunkt bes Volksgeistes zu entbecken und zu reproduziren, an den folche Minthen ur= sprünglich gerichtet waren. Er muß also das älteste religiöse Gefühl nacherschaffen, und zwar mit dem ganzen Glaubens= übergewichte, das es voraus hat vor dem historischen oder physikalischen Wissen unserer Neubildung. Die ganze Ideenthätigkeit der Borzeit, ihr sittlicher Beift, ihr Gulturgehalt, wie dieß alles in der Mythe vereinigt niedergelegt ift, muß von ihrem neuen Erzähler begriffen und wiedergeboren mer= den; er muß die fraftigen Schatten vorausahnen laffen, welche seine alte Märe im Lichte der Wahrheit werfen wird. Jede Arbeit solcher Art erfordert neben dem scharf unterscheiden= den Verstand, neben einer bereitwilligen Liebe zu Allem, was ursprünglich das Natürliche und Menschliche ist, sicher= lich auch noch das Vermögen einer individuellen Geistesschöpfung. hier hängt es nicht mehr ab von einem außerlichen Schliff der Schreibweise, von einem vorsichtig schlauen Berfahren des Stilistikers. Sin Autor, der keine persönliche Macht hat über die innere Wahrheit seiner Gegenstände, vermag hier das Allereinsachste nicht ohne ein Zuviel oder ein Zuwenig auszudrücken, also nicht ohne die Unwahrheit, welche in der Uebertreibung liegt. Denn ein volksthümlicher Gedanke hat Anmuth und Stärke zugleich, die Volkssprache ist kindlich und körnig zugleich, sowie an der Volkssprache die Hohheit einer betagten Mutter und der Liebreiz eines muthwilligen Mädchens zugleich zu sehen ist. Wie ganz das Gegentheil ist dies alles von jener Darstellung bloß subjektiver Empsindungen eines Erzählers, wie unerreichbar den hinsträumenden Gedankenspielen unserer Poetlein.

So ift benn gang besonders bie Boltsfage im Stande, uns eine wohlbegründete Achtung vor der Menschennatur ein= zuflößen und die Liebe zum Bolke zu erhöhen. Darum geht heute ihr Studium Hand in Hand mit jenen übrigen Wiffens= fächern der Natur= und Sprachforschung, der Geschichtsfor= schung und der Culturgeschichte, Fächer, welche in unserer Zeit mehr als jemals in Blüthe stehen und dauerhafter als jemals bas Menschenherz veredeln helfen. Seitdem wir an= gefangen haben, ein Jeber in seinem Rreise, unfern Biffens= trieb auf Land und Leute zu werfen, zu benen man felbst gehört, haben wir uns erft jenes perfonliche Selbstbewußt= fein erworben, bas fich neben und mit einem andern Bolke berechtigt weiß. Daburch, daß wir unsere Art erkennen und bei uns felbst heimisch werden, gewinnen wir erft bas rechte Maß zur Verwerthung fremder Art. Das Richtige einer all= gemeinen Wahrheit begreifen wir ja auch erft bann, wenn wir es an uns selbst erfahren haben, und jedem Kinde begreiflich sagt hierüber Plinius (NG. II, 1): Kann denn auch jemand, der das Maß seines Gigenthums nicht kennt,
irgend eine andere Sache ermessen?

Co fteht es beute ichon um die Landesfagen ber Schweiz. Wir behaupten, je weiter Erkenntniß und Liebe hiefur fich verbreiten werden, um so edlere Gewinnste für alles Wolk, mithin auch praktische Gewinnste, muffen fich baraus ergeben. Es ift dieß begwegen kein Traumbild, weil eben hier die Sagenquelle noch in feltener Reichlichkeit fortfließt und faft noch ganz in die Herzen bes Bolkes mundet. Wir konnen beibes mit einheimischen Worten erweisen. Für den an= dauernden Sagenreichthum des Landes ift Jeremias Gott= helf jener Gewährsmann, im "Knaben des Tell", Seite 16: "Wie die Geschichte der Berge lebendig bleibt, kein Tod und keine That vergessen wird, die Sage davon von Geschlecht zu Geschlecht fich erbt, so daß vor dem fundigen Wanderer bei jedem Schritte eine neue Geschichte aufblüht, die Ge= schichten bichter stehen, als an sonnigen Halben die Alpen= rosen — davon hat man keinen Begriff ba unten im Lande, wo Alles ganz geregelt geht, ber gefallene Schnee alle Tage vom Magistrate weggeschaufelt wird, bes Nachts die Schaar= wächter die Gefallenen hübsch an die Wärme tragen, das Uebrige alles die Gensbarmen vermitteln und ins Reine bringen."

Woher nun diese unerwartete Sagenfülle der Schweiz, woher zugleich dieses ausdauernde Erinnerungsvermögen des Volkes dafür?

Der volle, ungestörte Genuß des Zusammenhanges beimathlicher Naturverhältnisse mit den selbstbeschlossenen und selbstvollzogenen Rechtsverhältnissen steigert die Kraft der Bölkerschaft zu einer bewunderungewürdigen Sicherheit; Familie, Gemeinde und Staat in ihrem ftets erneuten Bufammenwirken werden so im Kleinen ein Abbild der sich ewig gleichbleibenden, von göttlicher Fürforge gelenkten Natur= machte. Es ift uns erlaffen, hier von ben Ginfluffen ber Alpennatur auf den Volksgeist noch besonders sprechen zu "Des Knaben Berglied" von Uhland, das gleich= namige Gedicht von Schiller befagen hieruber Alles; fie find in unserer Kinder Gedachtniß. Fassen wir hier vielmehr bas öffentliche Leben ins Auge, so hat kein anderes Gebiet des schweizerischen Staatslebens eine fo reiche Entwicklung hinter fich, als das Gemeindewesen. Tagtäglich muß der Familien= vater seinen perfönlichen Haushalt mit bemjenigen seiner Bemeinde und mit dem Staatshaushalte in Ginklang bringen. Die ehrbare Fortführung seines Familien= und Gemeinde= wesens ist sein alle Tage erneutes fortlaufendes Finanzge= schäft, so daß eben in dem gesund und kräftig organisirten Gemeinbeleben die ganze Staatswohlfahrt bedingt liegt. Aus einer fortwährenden Rechtsübung des Bauern, bei der Bestaltung seiner bürgerlichen Verhältnisse mitzuwirken als Pflichtiger und als Berechtigter, als Orts = und als Staats= burger, als Gehorfamender und als Besetzgeber, erwächst ihm dasjenige Bewußtsein der Freiheit, gegen welches eine Spaltung des Wolfes in Gebildete und Ungebildete, in Vornehme und Niedere, machtlos fich erweist. Fühlt er fich dann in

feinem geordneten Dorfe als das gesunde Glied am Staatskörper, weiß er sich ferner Allen im Lande ebenbürtig in Satzung und Brauch, in Sprache und Glauben, jede gemeinsame Erinnerung mit ihnen theilend, freithätig und freigehorsamend: so steht es ihm wohl zu, über sich selbst in jenes königliche Wort auszubrechen, "der Staat, das bin ich." Er sagt es nicht aus souveränem Hochmuth, sondern durchdrungen vom Bürgerpflichtgefühle.

Diese fortgesetzte Lebenspraris, dieses immerwährende Selbstregiment, geübt von einem Jeden innerhalb seiner Gesmeinde und Thalschaft, gibt auch dem gewöhnlichen Manne eine Art historischen Ueberblickes und Urtheils. Er sieht die ihn berührenden Begebenheiten werden, weil er mitwirkend ist, er steht für ihre Ergebnisse ein, weil er mitbeschließend war. Daher nun also diese ausdauernde Gedächtnißkraft des Volkes für die Geschichten seiner Gaus und Ortschaft, und ebendaher dieser hier zu Lande vorwiegende Reichthum an Rechtssagen.

Der Zweck vorliegender Arbeit erfordert es, bevor in diesem Gedanken weiter gefahren wird, erst eine Scheidelinie zu ziehen zwischen geschichtlicher Sage und historischer Begebenheit, weil diesen Unterschied niemand genau macht, den sein Berufsfach nicht ins geschichtliche Wissen führt.

Die Landessage ist älter als die Landesgeschichte. Zene ist das vom ganzen Volke gleichmäßig Gewußte, mit religiösem Sinne gleichmäßig Geglaubte. Diese aber ist nur Einzelswissen, auf gelehrtem Wege erworben, durch Schriften verserbt, kritisch angezweifelt, erweitert und berichtigt. Je heller

die Geschichte wird, um so dämmeriger wird die Sage; je mehr jene zum Wissen wird, um so weniger Gläubige zählt dann diese. Ja die Sage flüchtet sich zuletzt sogar in das Lager ihrer Gegnerin, gleichsam wie auf Gnade und Unsgnade, und sonderbarerweise geschieht es alsdann, daß ihr von der Geschichte das Leben erst geschenkt wird. Da gewinnt sie alsdann an historischer Glaubwürdigkeit unverdient so viel, als sie an religiöser eben hat einbüßen müssen, so daß ihr ursprünglich religiöser Inhalt fälschlich nun zu einem geschichtlich faktischen umgestaltet wird. Als religiöse Mythe ist sie dann vor unserm kirchlichen Glauben verworsen, nun aber nimmt sie unser geschichtlicher Verstand in seinen Glauben auf. Dieß zu zeigen, ist unser gegenwärtiges Vorhaben.

Uralte Mythen von derjenigen Heidengottheit, welche über die Heiligung der Gemarkung und Grenze wachte, flüchteten sich einst in die Saugeschichte der Freienämter und haben sich da in Folge eines Landraubes, den nachmals das dortige Kloster Muri am Freienamte wirklich beging, zur geschichtlichen Sage verkörpert, mit welcher seitdem die politische Landesgeschichte jener Gegenden selbst anhebt. Diese seltsame Umgestaltung der Sage zur Geschichte wird die heute forterzählt in der Rechtssage vom Bannräuber Stiefeli oder dem Stiefelreiter in Muri. Bereits in der Einleitung zum zweiten Bande der Aargauer Sagen ist hierüber ein umfassender Bericht gegeben worden. Anstatt das dorten Besagte hier zu wiederholen, sehen wir lieber voraus, der geneigte Leser sei entweder mit jenem Abschnitte des Sagen=buches bereits bekannt, oder werde ihn im Interesse des vor=

liegenden Gegenstandes noch nachschlagen. Im Nachfolgenden wollen wir nun die seither neu gewonnenen Materialien zu dieser Rechtssage vorlegen und den ganzen Sagenkreis mit einer, wie wir hoffen möchten, endgültigen Erklärung abschließen. Die neu gewonnenen Sagen stellen wir voraus.

Der Hübelhannes auf dem Neulig. Wenn die Buchen und Tannen reden könnten im Walbe auf dem Neuligberge, fie würden noch manches zu erzählen haben von der Menschen Ungerechtigkeit, die man immer wieder vergißt, und zugleich von Gottes Gerechtigkeit, bie immer und un= veränderlich andauert. Der prächtige Wald auf dem Neulig= berge im Frickthale hatte ehedem zum Dorfe Zuzgen gehört, und das schrieb fich von so undenklichen Zeiten ber, daß bar= über keinerlei Urkunde mehr in der Gemeindelade vorzufinden war. Nun geschah es aber auch schon sehr frühzeitig, daß dieser Wald dem Nachbardorfe Helikon in die Augen stach, benn der Holzmangel, an welchem es zu leiden hatte, und das baare Geld, das man für jeden Stamm Bauholz bin= geben mußte, war dorten je langer je schwerer empfunden worden. Rlagten nun die Belikoner einander ihre Noth, fo geberbete fich allemal ber Bubelhans am ärgsten babei. Das war ein Geizhals und Nimmersatt, und obschon er als ein achtzigjähriger Mann bereits mit einem Fuße im Grabe stand, scheute er sich boch nicht ber frechen Behauptung, wie er noch gar wohl der Zeit sich zu erinnern wisse, da der Neuligwald nach Helikon gehört habe. Dieses lügnerische Wort pflegte er so oft im Munde zu führen, daß man ihm zulett ganze hundert Gulden zusagte, wenn er die Sache

zum Rechtsstreite zu bringen vermöchte; und er bagegen verfdwur fich, die Seinigen follten den Wald haben, wenn er auch felber für immer und ewig drinnen geiftern müßte. Gleich im folgenden Spätherbst, da die Zuzger ihr Holz im Reulig schlagen wollten, legten die Belikoner dagegen ein Verbot ein. Jest handelte es fich von beiden Seiten um Aufbringung rechtskräftiger Beweise. Allein Buzgen hatte zu seinem Unglud fein anderes Beweismittel, als die Ausfagen seiner bestandenen Manner, und diesen konnte Belikon seinen einen Sübelhans entgegen stellen, welcher ber älteste Mann in beiben Gemeinden zugleich war. Go blieb nichts anderes übrig, als sich gegenseitig den Gid zuzuschieben, und dieß war es gerade, worauf man es in Helikon abgesehen Beibe Gemeinden zogen am Schwörtage aus und hatte. standen sich'an ber Marke des streitigen Waldes gegenüber. Da trat ber Hübelhans vor und sprach: Co mahr ich meinen Schöpfer und Richter hier in meinem hute habe, so mahr ist der Wald den Helikonern. Hierunter konnten die Zuzger nichts anderes verfteben, als daß er bereit fei, beim höchsten Botte zu schwören und dazu wohl ein Crucifix im hute mit hergebracht haben muffe. In einer folden außersten Sicher= heit meinten sie ihr altes Anrecht doch nicht bekräftigen zu dürfen, sie gaben also ihren Wald verloren und schickten sich zum Beimzuge an. Söhnisch nahm der Sübelhans feinen But ab und rief ben Betrübten ein Lebewohl nach, bann aber zog er baraus einen Milchlöffel und einen Saarkamm hervor und zeigte ben Seinigen pfiffig, wie man mit biesen zwei schlechten Dingen ben einträglichsten Meineid schwören könne. Dafür ist ihm denn ganz nach seinem Wunsche gesichehen. Der Uebelthäter sitt bis heute in einer Söhle auf dem Neulig, überzählt seine hundert Gulden und ruft an jedem Tage, an welchem sich sein Verbrechen jährt, von der Höhe hinab: Der Wald ist den Zuzgern! (Seminarist Aug. Frisch von Zuzgen.)

Der hieno von Tegerfelben. Als vor Zeiten die Waldgrenze zwischen Rectingen und Tegerfelden gezogen wer= ben follte, schickten beide Gemeinden ihre Ammanner und Bannwarte auf den Plat. Da war's der Bannwart von Tegerfelden, ber beim Anhauen ber Grenzbäume beständig Allen vorauslief, nach seinem Gelüsten die Gemarkung machte, und jedesmal dazu rief: Die noh! hie noh goht d'Grenze, so wohr i der Schöpfer ob mer und de Richter uf miner Site ha! Eben so schnell suchten seine Teger= feldner durch Strauch und Gestrüppe ihm nachzudringen, Biegelstücke, die man Zeugen nennt, auf feine Bufftapfen zu werfen, und barnach von Stelle zu Stelle Marchsteine setzen zu lassen. Der Bannwart hatte sich aber hiedurch an Gott und ben Reckingern schwer verfündigt. Denn unter bem Schöpfer verstand er nur einen Schöpflöffel, und unter dem Richter den Haarkamm, die er beide unter der Krempe seines großen Wollhutes mit sich trug. Gar schnell darauf starb er, und zur Strafe hört man ihn bis zum heutigen Tag im Walde "hie noh!" rufen. Daraus ist sein Name Hieno geworden. Manchen Reisenden verführt er damit von der rechten Straße ins unwegsamste Gestrüpp. (Lehrer Ber= zog in Aarau. Aarg. Sagen 2, Mr. 335.) Ein junger

Metgerknecht aus dem Schwabenlande und zu Zurzach schon lange in Dienst stehend, ging eines Abends mit seinem Meister vom Viehhandel aus dem Surbthale beim und fam an der berüchtigten Stelle vorbei, wo die alte Banngrenze gewesen war. Er beschloß hier zu warten und selbst einmal zu sehen, was denn Wahres sei an dem allgemeinen Gerede der Leute. Der Meister schwankte eine Weile, dann band er das eingekaufte Schlachtvich, das er nicht allein heimtreiben konnte, an die Bäume, und duckte sich vorsichtig in ein Verstedt. Guten Muthes setzte sich der Knecht auf den Strunk einer umgehauenen Giche, schlug fich Feuer, zündete seine Tabakspfeife an und schrie, während er Rauch= wolken in die Luft blies, herausfordernd ein ums andere Mal Hieno! Nun begann es grausig durchs Holz zu toben. Mit funkelnden Augen kam ein adlerhaftes Ungethum baber, pactte den Burschen, fuhr mit ihm in die Luft und in einem Ru über den Rheinstrom, dem jenseitigen Berge zu. Während dieses nächtlichen Fluges hatte ber Metgerknecht, wie er später außerte, nur die Angst, es möchte ihn der Bogel in die unter ihm rauschenden Wellen des Rheines stürzen lassen. Doch sanft und unversehrt setzte ihn das Thier am jenseitigen Bergzuge ab und ließ ihn ba in seiner Betäubung Noch bevor aber die Glocken des Zurgacher Stiftes zur Frühmesse geläutet hatten, erschien das Ungethüm wie= derum, und in gleicher Weise wurde er auf die alte Wald= stelle zurückgetragen und ebenso behutsam dorten auf seinen Eichenstrunk abgesetzt. Da waren die hergetriebenen Ochsen nicht mehr zu sehen, sie hatten sich bei Annäherung des

Ablers losgeriffen und waren ihren frühern Ställen im Surbthale zugerannt. Auch der Meister war längst entslaufen, hatte Zurzach erreicht, seine Schreckensgeschichte erzählt, und lag nun in Folge der ausgestandenen Angst an einer bösen Krankheit darnieder. (Otto Schmid, Stud. von Zurzach.)

Die neun Markrichter auf der Sinzenmatte. In dem Streite der beiden Frickthaler Dörfer Galten und Gan= fingen um den Weideantheil an der großen Sinzenmatte mur= den neun Schiederichter gewählt, um den verschiedenen Beschlechtern beider Gemeinden je ihre Weideparzelle auszu= mitteln. Sie ließen fich aber von dem Geschlechte der Raiser bestechen und entschieden ausschließlich zum Vortheil des Be= schlechtes der Sinzer. Nach diesem Geschlechte hat seitdem jenes Land seinen Namen. Allein nach ihrem Tobe sah man die neun Schiedsmänner feurig umberwandeln, fich schütteln, daß ganze Veuergarben von ihnen fielen, und Stangen an die Stellen steden, wo die Grenzpfähle zur richtigen Theis lung hatten stehen follen. Als nun die Gemeinde fast von nichts anderem mehr als dieser Erscheinung sprach, ärgerten sich die Angehörigen der Verstorbenen darüber und wollten diese Sage nicht länger bulben. Sie wurden klagbar und es kam zur Untersuchung. Nachbem die Feuermänner Nachts zuvor eben wieder gesehen worden waren, begab sich bas Gericht am Morgen darauf in ihre Wohnhäuser und betrachtete da ihre ehemaligen Schuhe, die noch unter der Bank standen. Diese waren innen kohlschwarz und wie verbrannt. Damit war die Sache zum Erweis gebracht. Sie soll vor

sechs Jahrhunderten geschehen sein und bis heute hat sie sich in der Ortserzählung erhalten. (Wgl. Birrcher, das Frickethal 1859, 64.)

Die Gemeinde Schmeriton eignet fich bas Waldgut von Tuggen zu. Das Dörflein Tuggen im Kanton Schwyz befaß einen Wald, der drei Biertelftunden weit langs dem Ufer des obern Zürichsees hinging. Das angrenzende St. Galler Dörflein Schmerikon bagegen befaß nur eine ganz geringe Waldparzelle, die gleichfalls borten am Seeufer lag. Um den gegenseitigen Streitigkeiten über stets wiederkehrende Waldfrevel ein Ende zu machen, hatte jede der zwei Ge= meinden einen eigenen Waldvogt aufgestellt, und im Bertrauen darauf konnten nun die Tuggener ihre entfernt lie= gende Waldstrecke am See lange Zeit ganz unbenutt ruben lassen, da sie ohnedies genugsam Holz für ihren Bedarf in der Nahe befagen. Darauf nun gründete der Schmerikoner Waldvogt seinen tückischen Anschlag. Er traf mit dem Tug= gener Waldvogt manchmal im Wirthshause zusammen, schmei= chelte ihm, hielt ihn zechfrei und gewann ihn endlich, man fagt um die Summe von eintausend Franken, für fein Schel= menstück. Bald nämlich verlangten die Schmerikoner vor Bericht bas Eigenthumsrecht jenes gangen Waldstriches am See, welchen die Tuggener so lange Zeit unbeholzt gelaffen hatten. Erst fam's zum obrigkeitlichen Augenschein, bann zum Schwur. Der Schmerikoner Bannwart hatte bazu Erbe aus seinem Waldboden in den Schuh gefüllt, den Milch= löffel und den Haarrichter unter den hut gesteckt, und schwur mit bedecktem haupte am obern hügel in der Waldung von

Tuggen stehend: So wahr ob mir Schöpfer und Richter ist, so wahr steh' ich auf Grund und Boden der Schmerikoner! Seit dieser Zeit hat das Schwyzer Dörflein den größern Theil seiner Waldungen an die St. Galler Nachbarn abstreten müssen. (Seminarist Janser von Tuggen.)

Der Bannhölzler von Bug. Der Bannhölzler ift das Gespenst jenes meineidigen Mannes, der das Buger Dörflein Walchwyl um die Walchwyler Almende gebracht hat. Er ließ fich biefelbe durch ein Weib aus Schwyz falfch= lich ins Erbe geben, um fie bann mittelft eines Meineides an die Stadt Bug abtreten zu konnen. Noch in neuerer Zeit hat Walchwyl biesen alten Rechtsstreit gegen die Stadt wieder aufgenommen. Auch bie Stadt fcamte fich, als ber Beift des Bannhölzlers nicht mube wurde, auf einem Schim= mel die übel erworbene Almende zu burchreiten und seinen Meineid beständig auszuschreien; man foll ihn daher durch ben Entlibucher Berenmeister Krummenacher in ben gespaltenen Velsen am Roßberg haben hineinbannen laffen. Je= boch ohne Erfolg, fagt man. hier hat er nun seinen Roß= stall, aus dem er jede Nacht heraussprengt, um den alten Ritt zu thun, und wer bei Tage es magt, feinen Felsenfit zu besteigen, der wird verungluden. Gelbst Rinder, die fich borten seltene Blumen pflücken wollten, hat er schon in den Tod gestürzt. (Mündlich aus Cham. Bgl. Aarg. Sag. 2, pag. XXIX.)

Nachdem hiemit unser schweizerisches Material über die Sage vom Bannräuber erschöpft ist, halten wir noch eine Umschau über das Vorkommen derselben in andern Ländern

und betrachten zugleich die Rechtssymbole, die hier wiederhot beim Eidschwur angewendet werden.

Im isländischen Bezirke Renkjaftrond zicht fich bas Bebirge Tindastoll mit jähem Abfall und ohne Borland geger die See herab. Das Vorland ist hier aus folgendem Anlaffe für immer verschwunden. Sier war einst ein Walfisch an den Strand getrieben. Die Leute von Rentjaftrond und die Bewohner von Larardalr stritten sich um das Thier, jes der Theil behauptete, er besitze hier bas Strandrecht und mithin das Recht auf den angetriebenen Wal. Die Laraidalr vermaßen sich, ihren Anspruch eidlich erhärten zu wollen, und beschwuren auch, daß tie Erde, auf welcher sie hier ständen, das Gigenthum der Kirche zu Hvammr in Larardalr fei. Das war aber ein Meineid. Denn bevor fie von Saufe weggingen, hatten fie fich aus bem Rafen Sohlen in ihre Schuhe geschnitten, und so ward ihnen der Wal zu Theil. Als fie nun baran waren, ihn zu zerlegen, löste fich vom Tindastoll oben eine Felsmasse ab, ein Bergschlipf ging nie= ber und verschüttete alle bis auf einen Burschen, der seiner Jugend wegen nicht hatte mitschwören durfen; der brachte bie Botschaft beim. Maurer, Jelandische Sagen ber Gegen= wart, 1860, 203. Mittelft ber in die Stiefel gefüllten Adererde haben fich die Siebenburgener Ortschaften Groß= schent, Rosenau und Ragendorf eine erweiterte Gemeinde= mark erschworen. Müller, Siebenbürg. Sag. Nr. 302. 303. 366. 417. Der Meineidsschwörer von Schönaa hat ben Paffeiern die zwei Alpen zu hintersee mittelft but und Schuh abgeschworen. Alpenburg, Tirol. Sag. pag. 275.

In J. B. Bingerle's Tirolersagen fehrt dieser Gib um ftrei= tige Almendegüter vielfach wieder. Die Dörfer Laatsch und Glurns streiten sich über Wald= und Weiderecht, und ber= jenige Meineidige, der beides denen zu Glurns zuschwört, muß nun umgehen im Bruggerwalde in Spitschuhen und im Spithut, und heißt bas Schufterle. (Bingerle, Nr. 262.) Margreit und Salurn streiten um die Bungga=Alm; ber Fremde aus Rurtatsch, der durch dieselben zwei doppelfinni= gen Schwurmittel die Alm den Margreitern erwirbt, ift nun das Gespenst des irreführenden Bungga=Mann'l. (Gbenda, Mr. 263.) Der Geist Stiefel, ber auf dem Rathhaus zu Halter in den Niederlanden sputt, mar einmal eines Bergehens beschuldigt worden und sprach abläugnend: Das ist so wenig wahr, als Gott weiß was, und ich will zum Stiefel werden, wenn Ihr es als mahr befindet. In dem= felben Augenblicke murde er zum Stiefel und geht nun in biefer Gestalt um. Wolf, Deutsche Marchen und Sagen, Nr. 125. Im Pantoffelgäßchen zu Dpern hört man alle Nacht den Geist einer ertränkten Frau auf Pantoffeln ber= umschlappen; und zu Marienburg zieht der Teufel einem trunkenen Flucher bie Stiefel bermaßen aus, daß auch das Fleisch von den Beinen mit weggeht, bis der Mann stank und verdarb. (Ebenda, Mr. 396. 310.

Wir machen hier Halt, um nun den Nachweis zu geben, welche Bedeutung Schuh und Stiefel in den Nechtssymbolen hatte. Das reformirte Zürcherfilial Wasterkingen in der Herrschaft Eglisau zahlt, laut seiner Kirchenrechnung vom Jahr 1690, an des Ortspfarrers Besoldung 1 Mütt Kernen

in Frucht, 1 Gulden 32 Schilling in Geld und ein Paar Schuhe. "Rirchen=, Religions = und Landfriedensfachen" (tom. 3, pag. 437), hofdriftl. Camml. im Besit bes Marg. Fürspreche Maurer in Bremgarten. Dieses Cervitut entspricht genau der Rechtsfitte, von der im Buche Ruth, Cap. 4. Vers 7 die Rede ist: "Und es war vordem Sitte in Jerael: Bei einer Lösung und bei einem Tausche zu bestätigen ir= gendwas, zog einer den Schuh ab und gab ihn dem andern, und das galt als Zeugniß." Jason kommt einschuhig zu Pelias, einschuhig unternimmt Perseus sein Abenteuer. Im Tempel der egyptischen Stadt Chemmis war des Perseus Schuh zu sehen, zwo Glen groß, und so oft Perseus felbst im Tempel erschien, war Ueberfluß in ganz Egyptenland. Berodot 2, 91. König Drendel in der altbeutschen Sage befitt bereits die beiden Bunderdinge: den Ungenähten Rock und das goldene Turnierschwert; als er nun zum lettent= scheibenden Zweikampf in den Sattel figen will, vermag er die groben Schuhe, die er noch trägt, nicht in den Stegreif zu zwängen. Gott geb bem Schufter immer Leid, ruft er, der diese Sohlen schnitt so breit! Aber Gott steht ihm so= gleich mit den Siegesschuhen bei :

> do sande im Krist von himile zwên guldin scô her nidire.

Drendel, ed. Ettmüller 1858, pag. 27. Der Bauer Przesmyszl wird vom Pfluge hinweg auf den Thron Böhmens besufen. Die Weidenschuhe, in denen er herbeikam, wurden im Tempel aufbewahrt und lange Zeiten hindurch bei der Einweihung eines Königs von Böhmen ausgestellt. Schas

farik, Slav. Alterth. 2, 422. Sie waren Wunschlinge, und es läßt sich schließen, daß mit ihnen früherhin jeder zu krönende König erst beschuht werden, d. h. die Investitur empfangen mußte. Als nämlich Przemyszl mit seinen Schuhen den Sendboten nachfolgt, spricht er: Primislaus heiß ich und will diese Wahrzeichen den Nachkommen vererben als Glücks=güter! Diebolt, Histor. Welt, Zürich 1715, 778. Im indischen Epos Rämajana endigt der Streit der beiden Kö=nigssöhne um die Thronfolge mit dem Wechseln der Schuhe:

Drauf wieder wandte Farata Zu Nama sich und sprach zu ihm: So ziehe, edler Farata, Die gologestickten Schuhe aus, Zum Zeichen, daß dein Erbe du, Die Herrschermacht, mir überträgst.

Hoos von Walbeck bas Dorf Hüffelsheim mit Mann und Maus, indem er beim Rheingrafen einen weingefüllten Reiterstiefel auf einen Zug austrinkt. Nodnagel, Sagend. Nr. 174. Die Schuhmacherzunft zu Antwerpen führt einen gekrönten Schuh im Schilde, weil ein dortiger Schuhlapper den Kaiser Karl den Großen, statt ihm bloß den zerrissenen Stiefel mit ein paar Stichen zuzunähen, auch an dem dastehenden Sanssbraten mitessen ließ. Wolf, Deutsche Märch. u. Sag. Nr. 290. Auch die Zwerge, auf dem würtembergischen Graneckle wohsnend, tragen Gisenstiefel, und die guten Erdleute bei Marsbach machen dem dortigen Schuster in jeder Nacht die bei ihm bestellten Schuhe und Stiefel. WolfsMannhardt, Isichr. für Myth. 4, 170. 171. Der irische Cluricaun versertigt

niedlichste Schuhe und Holzschuhe auf den Verkauf. Grimm, Ir. Elf. M. pag. 97. 114. Ebenso arbeitet der Zwerg Schanholleten beim Schuster von hespicke. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 163. Zwischen Ostra und Hradisch in Mähren, auf der Straße durch die March, sitzt der grüne Wassersmann in seiner eigenen Schusterwerkstätte. Sin Vorbeigeshender warf den Rosenkranz auf diese Schusterarbeiten und gewann damit einen Stiefel, der zwölf andere aushielt und den man ihm bei seinem Tode mit ins Grab geben mußte. Vernaleken, Desterreich. Mythen u. Bräuche, 1859, pag. 190. 195.

Wenn die Geister, auf dem Marchfelde wohnend, Stiefel fertigen oder feil halten, so bezeichnen sie sich damit als Grenzgötter; wenn die Zwerge das Gleiche thun, in Wiesen und Kornfeldern wohnend, so ergibt es sich, das sie das Grundeigenthum behüten, und Acker und Veld mit Frucht-barkeit segnen. Daher heißt sogar die langbeinige Kornspinne auf niederdeutsch Schoster, Schuhmacher. Müllenhoff, Glossar zum Quickborn.

Von dem Rechtssymbol des Stiefels gehen wir über zu dem des Löffels, welcher in unserer Sage der Schöpfer heißt. Der savonische Adel, der sich im sechszehnten Jahrhundert gegen die Stadt Genf verbündet hatte, nannte sich den Löffelsbund. Ihre Losung, sagt Wurstisen, Basler Chronik pag. 626, waren Löffel, die sie zu manniglichs Angesicht am Hals trugen. Sie prahlten, Genf damit aufessen zu wollen. Auch jener Hieno, welcher als Gemarkungstheiler die Zurzacher um ihren Wald betrügt, indem er beim Schöpfer

schwört, hat seinen Namen von abb. hiene, ansa, ber Schöpf= löffel. Er gibt den Löffel noch nicht aus der Hand, fagt die Aargauer Volksrede von einem Bater, ber nicht vor der Beit mit seinen Göhnen theilen will. In der Gifel ift im Walde Suter ber Sutermichel ein landbefannter Irrgeift; denn er hat mittelst eines Löffels den Wald der Nachbarge= meinde ab = und seinem eigenen Dorfe zugeschworen. Schmit, Gifelfag. 2, pag. 28. Das Gotteshaus Ginfiedeln verwahrt unter feinen Alterthumern einen Chlöffel, welchen ce fur ben des seligen Bruders Nikolaus von der Flüe ausgibt. (Drei= fach errichtetes Testament tes sel. Bruders Claus. Lobrede vom 21. März 1759. Luzern, bei haut 1761.) Ift der Löffel Symbol bes Besitzes, so muß er sich bei Cheverlöb= niffen und Sterbefällen rechtlich geltend machen. Lieben und buhlen heißt löffeln. Liebe macht Löffelholz aus manchem jungen Knaben stolz. Simrock, Sprichw. Nr. 6504. In Röhlers antiquarischem Ratalog, Nr. 33, 1858 (pag. 14 u. 17) finden sich folgende auf diesen Ausbruck bezügliche Schriften verzeichnet: Löffelkorb, schimpf= und ernsthafter, von einem Jungfernjäger allen Jungfern und jungen Be= fellen zum Jahrmarkt verehrt. — Benus = Schuel, b. i. Lehr= bericht von der Liebe, wie ein anfangender Liebhaber und ungeübter Löffelant in Bedienung einer Dahmen 2c. Durch Liebhold Löfflern v. Hertberg, 1677. Der ehftnische Brautigam nimmt zwei Holzlöffel vom Hochzeitstische, den, mit welchem er felbst gegessen, und den seiner jungen Frau, zer= bricht sie und zertritt sie. Gut, fagt alsdann der Bater, das ist das Zeichen, daß ihr Beide ein neues Leben führen

und nicht mehr das alte Brot essen wollet. Sievers, Ta-schenbuch der Deutschen in Rußland, 1858, pag. 220. Dem Orientalen heißt sogar ein Sternbild im Norden der Löffel:

Der Löffel nördlich, der den blanken Stiel Nach Westen kehret, dient mir nicht zum schöpfen; Er ist ein glänzend Augenspiel, Das uns will trösten bei den leeren Töpfen.

Fr. Rückerts Chinesische Wolkslieder, daraus in Jolowicz's Polyglotte Drientalischer Poesie, pag. 23. "Den Löffel aufstecken," nämlich auf das dafür bestimmte Löffelbrett stecken, nachdem man gespeist hat, heißt auch zu essen aufhören, sterben. Dahlmann, Glossar zu Neocorus 2, 592. Das Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitg. 1857, Nr. 280 bemerkt: Hier (München) ist ein adeliges Haus bekannt, wo jeder Dienstbote strengen Verweis erhält, wenn ein Silberslöffel auf den Boden fällt, denn dann sterbe jemand aus der Familie, heißt es.

Schuh, Stiefel und Löffel ergeben sich als altübliche Mittel, einen Besitz rechtlich zu übernehmen, oder abzutreten. Kommt nun noch Hut und Stab dazu, so erweitern sich diese vier Symbole zu den vier märchenberühmten Wunschdingen, auf welche wir nun übergehen.

Der Götterbote Hermes trägt Schuhe, Stab und Reisehut, alle drei gestügelt. Es sind die Wahrzeichen überirdischer Geistesbehendigkeit, zugleich göttlicher Schutzverleihung. Lettere Beziehung haben besonders die Flügel. Schon die Seraphim sind sechsslüglig. Wenn der Heiland die Liebe zu seinem Volke recht innig ausdrücken will, so versichert er,

er habe Zerusalems Sohne um fich sammeln wollen, "wie eine henne die Rüchlein unter ihre Flügel." Die Flügel haften in der deutschen Sage besonders am Schuh; daher hat die aargauische Rechtsfage ihre weiteste Ausdehnung ge= nommen unter bem Namen Stiefeli, ber ba einen allgegen= wärtigen, blitschnellen Reiter bezeichnet. Da Gott Lofi als Reisender eintritt in Reidmars Haus, muß er seine Reise= schuhe abziehen und bei Seite stellen. Mit diefen vermag er rasch durch Luft und Wasser zu schreiten; nun fie vermissend, wird er hier vom starten Reidmar auf der Stelle überwältigt. Snorra Edda 132. 137. Des kleinen hirten Glückstraum (in Bedifteins Märchenbuch) erzählt, wie fich die Gesellen einer Räuberbande gegenseitig Bericht geben über ihr Tage= werk. Giner hat einem General ben breiecigen hut geraubt; so oft man ihn am Ropfe dreht, knallen aus seinen drei Eden Schuffe heraus. Gin anderer hat einem schlafenden Reisenden die Stiefel abgezogen, mit ihnen kann man in jedem Schritt fieben Meilen machen. Man hat auch einen Goelmann der Lederhosen beraubt, kehrt man ihre Taschen um, so fällt ein Säuflein Dukaten heraus. Ginem Ritter ist sein Schwert genommen: stößt man die Spite in die Erbe, so ersteht ein Regiment Soldaten. Dieses Märchen nennt alle Wunschbinge zusammen, nur den Löffel nicht; andere Märchen nennen statt aller übrigen Wunschbinge allein ben hut. Wenn der arabische Bauer seinen Turban empor= wirft nach dem Schatsstrome, der durch die Lüfte geht, so fallen baraus zwanzig Goldstücke herunter. Fr. Rückert, Morgenland. Sag. 2, 274. Auch unsere Vorstellung weiß

Verwandtes, benn wenn man Verlornes länger suchen muß, pflegt man ärgerlich zu sagen: Teufel, thu' bein Hutchen Alle Witterungsgötter tragen Wetterhüte. Erntegottes Buotan Beiname ift Sibhhöttr, ber Behutete; bei dem schwäbischen Erntefest führt das Bolt den alten Suttang auf (Meier, Schwäb. Sag. 2, pag. 442), und die da= zu gebackenen Vestbrode führen die verschiedenen Namen: Pfaffenhütli, Pfaffentapplein, Goldene Sauben, Türkenbund, frangof. pain chapelé, Saubenseterling, Butis, Bugelhopf, letteres zubenannt von cucullus, Spithut. Dag man bei diesen Ruchennamen ehemals auch an den bescherenden Wit= terungs = und Adergott bachte, erweist fich noch aus folgen= der Legende in Schönwerths Oberpfälz. Sag. 3, 301. Die Apostel gingen einst voran Unserm L. Herrn durch ein Korn= feld. Da lief ber Bauer herbei, pfandete fie und nahm Jebem ben hut. Doch ber hl. Jakobus fagte: Lag mir ben meinen, ich will bafur euer Kornpatron fein! Seitbem ift St. Jatob Kornpatron ber Bauern, und trägt fein Beiliger einen Hut als er. Ohne diese die Götter kennzeichnende Tracht ließe fich nicht begreifen, warum das mit dem Haubchen (amnium) auf die Welt gekommene Rind ein Glückskind genannt wurde; man sagte von ihm, es sei im Belm geboren, es habe das Bludshäubchen. Go erklart fich alfo der in ber Sage neben bem großen Stiefel mitgenannte große But.

Alle bisher erwähnten Rechtssymbole finden sich vereinigt in der altindischen Märchensammlung des Soma Deva aus Kaschmir. Hier wird die Gründungsgeschichte der Stadt Pataliputraka erzählt. Der aus seinem Reiche vertriebene König Putraka trifft auf zwei Manner, die heftig mit ein= ander über brei Rleinigkeiten tampfen, über eine Schale (fie ift der Löffel), einen Stab (er ift anderwarts das Schwert) und ein Paar Pantoffeln (fie vertreten als königliche Abzeichen orientalisch unsern Fürstenhut). Die Männer erklären ihm, was irgend mit biefem Stabe gezeichnet wird, bas ent= steht sogleich; was für eine Speise in diese Schale gewünscht wird, die ist sofort in ihr, und wer diese Pantoffeln an hat, besitzt die Kraft zu fliegen. König Putraka durchschaut in seiner Weisheit den Werth und die Verwendung diefer drei Güter. Listig läßt er die Streitenden durch einen Wettlauf über den Besit dieser Dinge entscheiben, indessen zieht er die Pantoffeln an, und fliegt mit Stab und Schale fogleich zu den Wolken empor. Dorten gewann er die göttliche Patali zum Weibe, stieg mit ihr an den Ganges nieder, speiste fie da aus seiner Schale, als er fie durch den weiten Flug er= mudet fab, und zeichnete, indeg fie ausruhte, mit dem Stabe eine Stadt in ben Sand, wo ber Sona in ben Banges fließt. Er benannte die Stadt nach seinem und seines Weibes Namen Pataliputraka, des Reichthums und der Bildung Wohnsit, welche jest verkurzt Palibothra heißt. Diese Dichtung ist zu lesen bei Jolowicz, Polyglotte der Drient. Poesie, 234. Benfen, der Uebersetzer der indischen Pantschatantra, erklärt 1, 160, daß bieses Märchen von Butraka von Inbien aus mit bem Buddhismus bis nach China vorgedrungen ift, wie auch die Stadt Pataliputraka hauptfit des Buddhismus gewesen war. Dieser königliche Städtegrunder Altin=

diens erscheint dorten als die älteste Terminalgottheit; er zieht nicht bloß Grenzen für das Eigenthum, er baut auch Mauern und hütet sie gegen die Macht der großen Ströme. Dann entwickelt sich Bodenfruchtbarkeit, Frieden und Geistesskultur. Alles dieses vermag er, indem er dem Boden die Spur seines Flügelschuhes eintritt. So alt ist unsere Lansdessfage, denn eben dieses ist zugleich der Inhalt des aarsgauischen Stiefelireiters.

THE ST. LEWIS LIBERT ON LAND WINDS AND LAND IN CITE OF STREET AND ARREST